

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1925

126 (3.6.1925) Die Mußestunde

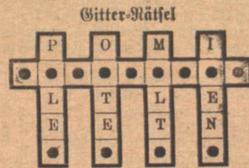
Ein großes Forschungsinstitut für Wasserkraft. Bei der außerordentlich großen Bedeutung, die die Ausnutzung der Wasserkräfte für unsere Wirtschaft besitzt, ist es notwendig, ein großes Forschungsinstitut für Wasserkraft und Wasserbau zu schaffen, von dem einheitliche Gesichtspunkte für die Wasserbewirtschaftung aufgestellt werden. Das Programm eines solchen Instituts entwirft Oskar von Müller in den „Naturwissenschaften“ und teilt zugleich mit, daß bereits eine Reihe von Vorarbeiten für die Errichtung einer solchen Anstalt geleistet worden ist. Das Institut wird am Walchensee ins Leben treten. Bayern allein hat ja 2 Millionen PS an ausbaufähigen Wasserkräften, die eine Jahresleistung von 15 Milliarden PS Stunden ergeben, und der Wert der bayerischen Wasserkräfte entspricht einer jährlichen Kohlenersparnis von 10 Millionen Tonnen. Die Wasserkräfte des übrigen Deutschlands dürften die gleiche Jahresleistung ergeben, so daß wir für ganz Deutschland auf eine Leistung von etwa 4 Millionen PS, auf eine Jahresarbeit von 30 Milliarden PS-Stunden und auf eine jährliche Kohlenersparnis von 20 Millionen Tonnen kommen würden. Wie wichtig es bei der Abnahme und allmählichen Erschöpfung unserer Kohlenlager ist, ein solches dauerndes und nahezu kostenloses Gut der Nation zu gewinnen, versteht sich von selbst. Der Mensch hat ja bereits in uralten Zeiten versucht, die Wasserkraft für sich zu verwerten, und die Nachrichten über die frühesten „Wasserkräftenanlagen“, bei denen Wasser durch Holzrinnen zu den Schaufelrädern geleitet wurde, reichen in Deutschland bis ins 4. Jahrhundert zurück. Freilich, eine Ausnutzung im großen ist erst im Laufe des letzten Jahrhunderts ins Auge gefaßt worden, nachdem man die Kraftmaschinen verbessert hatte. Der gewaltige Aufschwung in der Ausnutzung der Wasserkräfte beginnt mit der Einführung der Turbine. Seitdem man durch die bekannten Kraftübertragungsversuche von Laufen nach Frankfurt gelernt hat, die Wasserkräfte über ganze Provinzen und Länder zu verteilen, sind diese Kräfte so wertvoll geworden, daß kein Meter Gefälle und kein Kubikmeter Wasser verlorengehen darf. Um diese vollständige Bewirtschaftung durchzuführen, sind aber noch gründliche, praktische wie wissenschaftliche Forschungen nötig, und in der Durchführung aller dieser weitverzweigten Aufgaben wird das neue große Forschungsinstitut am Walchensee seinen Hauptzweck erblicken.

Literatur

Der Körpergeruch des Menschen. Daß jeder Mensch seinen individuellen Geruch besitzt, erfährt man daraus, daß die mit weit besserem Geruchssinn ausgestatteten Hunde imstande sind, nur mit dem Niesorgan die Spur ihres Herrn zu finden, der vielleicht schon vor längerer Zeit einen Weg gegangen. Ich brauche nur an die glänzenden Erfolge zu erinnern, die man mit Polizeihunden gemacht hat. Der Körpergeruch ist, wie Professor Dr. H. Wastler in seinem toeben bei der Frankfurter Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erschienenen Buche: „Einführung in die Massen- und Gesellschaftsphysiologie“ (Preis geb. Gm. 3.20, geb. Gm. 5.20) sagt, an die Sekrete bestimmter Körperorgane geknüpft, wobei in erster Reihe die Achselhöhlen erwähnt werden müssen. In ihnen findet auch in der Regel reichliche Schweißbildung statt. In dem Schweiß dieser Hautregelung sind neben Bestandteilen, die für unsere Frage keine Bedeutung haben, zahlreiche Fettsäuren enthalten. So Ameisen-, Essig-, Butter-, Propion-, Kapron- und Kaprinfettsäure. Außerdem wohl noch einige bisher nicht feststellbare flüchtige Substanzen. Durch Mischung der genannten Stoffe in verschiedenen Mengenverhältnissen können wohl die persönlichen Verschiedenheiten zustande. Bei manchen Leuten ist die Ausscheidung von Niesstoffen so stark, daß sie selbst auf große Entfernungen wahrgenommen wird. Besonders ausgesprochen ist dies bei manchen Nothaarigen der Fall, bei denen die Ausscheidungen dem Ziegengeruch ähnlich sein sollen.

Schriftleiter: Hermann Winter. Druck und Verlag von Gerd & Cie., beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rätsellecke



Die Punkte dieser Figur sind durch Buchstaben zu ergänzen, daß jede der vier senkrechten Reihen ein Wort ergibt und die waagerechte Reihe ein Sommerergnügen bezeichnet.

Silben-Rätsel

Die erste ist eine Hülsenfrucht, Die jeder in Südasien sucht, Die zweite und die dritte Sind Anfang nicht noch Mitte, Das ganze wandert kreuz und quer, Bald her, bald hin, bald hin, bald her.

Auflösungen der Rätsel der Nummer der 22. Woche

Wörterbild: Man stelle das Bild auf die rechte Seite. Am Uferstrand zwischen dem Boot und dem Ruder ist die Figur eines ausstreichenden Mannes sichtbar.

Silbenrätsel zum Buchdruckerfängertag: 1. Sichel, 2. Maaf, 3. Ekt, 4. Nihilismus, 5. Germanistisch, 6. Ebu, 7. Rofinen, 8. Teobald, 9. Andrejew, 10. Galilei, 11. Oberon, 12. Hovelod, 13. Nekropole, 14. Eichel, 15. Joolitj, 16. Wolga, 17. Nihil, 18. Eibenlod, 19. Bombarde, 20. Ellenbogen: Fängertag ohne Zwiebelstich und Winkelhaden.

Witz und Humor

Durch das Tor der Ludwigsburg zu Rudolfsstadt erblickt man einen schönen sonnigen Garten; doch den Zugang wehrt ein martialisches Schilderhaus nebst einem paragrafenreichen „Verboten“. Dem Mutigen, der dennoch eindringt, drohen 2 große alte Kanonen; hochaufspringende Blumen bedecken die Räder fast ganz; von einem Hofe zum andern aber ist eine idyllische Reine gezogen, auf der in molerischem Durcheinander die Soldaten des Burgvogtes und die — Verzeihung — Hofen von deren Frau Gemahlin trocknen.

Es war in München, und im Mai, und an einem böshaften Vormittag schneite es. In einem Schwabinger Weinlokal saß frierend ein junger Grieche am ungeheizten Ofen, sah in das Flotengewirbel vorm Fenster und sagte dann zur Kellnerin mit Verachtung in der Stimme: „Ist das ein greulichs Wetter in Deutschland! Im Mai! Bei uns fängt man jetzt schon Wanzeln!“ Und rieb sich den Rücken am kalten Ofen.

Ein junger Ehemann bringt seine junge Ehefrau, die in ein Bad reist, zum Bahnhof. Auf dem Rückweg trifft er, wie das so geht, einige Freunde. Das Strohwitwertum muß gefeiert werden. Nach der liebsten Rulle stammelt der junge Ehemann: „Kofolo-komisch, meine liebe Mimmi fährt, und ich komme unter die Räder —“

Frühling in Sachsen. „Emil, riechste denn nicht?“ — „Ne, Pauline.“ — „Nieschste weriglich nicht, du Duffel?“ — „Wahrschäftig, Pauline, jehe ried ich was!“ Was is'n das? — „Des is' d'r Frühlings, Emil!“

Bei einer Prüfung an der Universität Königsberg fragte Kant einen Kandidaten, ob er etwas über die Entstehung des Nochtlichtes wisse. „Ja, wachte es, Herr Professor, es liegt mir auf der Zunge, aber ich habe es gerade vergessen.“ „Das ist aber sehr schade,“ gab Kant zur Antwort, „denn Sie, Herr Kandidat, sind der einzige Mensch auf Erden, den es je gewußt hat.“

Die Wochensunde Zur Unterhaltung und Belehrung

Meine Rose

Ein kleines Röslein blüht im Garten, So zart, so hübsch, so inniglein, O Röslein, deiner will ich warten, Ich will dein bunter Falter sein.

Da kam der Sturm mit harten Schelten, Hoch ich wohl vor dem Sturm davon? — Ach nein, ich hab mit ihm gekriechten, Er durfte Röslein gar nichts tun.

Nun kracht vom Himmel wieder Sonne, Und Röslein tanzt auf seinem Beet — Das gibt mir Freude, heißt mich Wonne: Denn schwarzrotgold sein Röslein weht.

Max Dorku.

Emma Herwegh — eine Dichtertiliebe

Eine der interessantesten Frauengestalten der achtundvierziger Epoche ist unstreitig Emma Herwegh, die Gattin Georg Herweghs, dessen Todestag sich im April zum fünfzigsten Male jährt. Nicht nur hat diese impulsiv Frau an der Seite eines bedeutenden politischen Dichters eine von Haus aus nahe-liegende Rolle gespielt, sondern sie suchte sich auch darüber hinaus in Wort und Tat der Stellung als Gefährtin ihres Mannes in jeder Hinsicht würdig zu erweisen. Der reichhaltige Briefwechsel der beiden Ehegatten, den nach Emmas Tode ihr Sohn Marcel vor nunmehr bald zwanzig Jahren herausgab, bildet eine aufschlußreiche Quelle zum frühesten Studium dieser fast romantischen Dichtertiliebe.

Auf die reiche und gefeierte Berliner Bankiersochter Emma Siegmund übte der junge, mittellose Freiheitsdichter Herwegh etwa den gleichen Zauber aus, wie Ferdinand Lassalle auf die ihm in Verührung gekommenen Frauen. Der demokratische Schwärmer, dessen Name damals bereits in vieler Leute Mund war, kam 1842 nach Berlin. Er kam, sah und siegte, d. h. schon nach achtstägiger Bekanntschaft verlobte sich Emma mit dem fünf- undzwanzigjährigen Dichter der „Lieber eines Lebendigen“. Die beiden Herweghs und die abgemessenen Freier seiner Braut wußten mancherlei über diese Liebe auf den ersten Blick zu wahren, die doch fest und unerfüllbar ein ganzes langes Frauenleben hindurch Bestand behalten und Glüd und Leid treulich geteilt hat. Na, zuweilen hat die Großherzigkeit und die Bescheidenheit des Charakters dieser Frau den nicht immer liebevollen Dichter besänftigt.

Als Georg Herwegh Emma Siegmund als Gattin heimführte, fürchteten seine politischen Freunde, daß der so entschiedene in die publizistische Area getretene vielversprechende Mann des Tages fortan die politische Leier an den runden Tasten einer laien bürgerlichen Hauslichkeit aufhängen und aus den Reihen der Kämpfer ausscheiden würde. Als Antwort auf die ganz unberechtigten Warnungen und Ermahnungen seiner Freunde schrieb Herwegh schon kurz nach seiner Verlobung an Robert Ruy: „Du hast vom heiligen Ehestand für mich absolut nichts zu fürchten; das Mädchen ist noch robuster als ich und ein Republikaner von der ersten Sorte.“ Vier Monate nach ihrem Bekanntschaften verheirateten sich die beiden in Zürich, im Exil, in das Herwegh wegen eines nicht gerade klugen, in der Presse veröffentlichten Briefes an den preussischen König hätte fliehen müssen. Karl Holten und Michael Walunin fungierten als Trauzeugen. In der Schweiz und auf einer glücklichen Hochzeitsreise in Italien lachte man des preussischen Mannfuchs, doch bald wurde den beiden auch in Zürich der Boden zu heiß. Auf Verreiben der Berliner Re-

gierung erfolgte die Ausweisung aus der Schweiz, und das Paar landete in Paris. Emmas Vermögen verschwand hier die Not des Alltags. Als dann der achtundvierziger Sturm über Deutschland hinbraute, waren Georg und Emma Herwegh bald in Baden zur Stelle. An der Spitze einer deutsch-französischen, demokratischen Legion nahmen sie am Freiheitskampfe teil, Emma in Männerkleidung, bewaffnet und voll Kampfesmut. Nach dem unglücklichen Gefecht bei Schopfhelm mußten sie schleunigst fliehen. Auf Herweghs Kopf war ein Preis von viertausend Gulden gesetzt; die württembergischen Männen waren hinter den beiden her, und ein mitführender Bauer verbarg die Flüchtlinge in Tagelöhnerkleidung, bis sie nächstens glücklich über die Grenze kamen.

Aber auch dies Ungemach konnte Emma in der Liebe zu ihrem Gatten und in dem gemeinsamen politischen Freiheitsideal nicht beirren. „Freiheit und Liebe, komme es, wie es wolle, bei mir ist es eins“, heißt es in einem ihrer Briefe an Georg. Und schon früher hatte sie an ihn geschrieben: „Mein Schatz, wenn es tagen wird und die große Wälderdämmerung andrückt, dann folge ich dir in den herrlichen Kampf“. Immer war es Emmas größter Wunsch, ihren Mann im Kampfe für politische Freiheit und soziale Gerechtigkeit zu begleiten. „Zu Mängeln, die bis ins Mark der Völker dringen“, wollte ihr ebler Sinn den Gatten anspornen, und auf das Spöteln der Freunde, die anfangs behauptet hatten, der Dichter wolle sich hinter einen weichen Berliner Weiberröde verstecken, hatte sie in ihren Briefen an ihn die Antwort: „Wenn ich dich dem Volke nur um eine Kleinigkeit entgehe, ich würde es mir nie vergeben“. So hat ihre Schwärmernatur, ihre bald jauchzende, bald klagende Liebe selbst Namen von gutem Mlange, wie Heine, Freiligrath, Gutzkow besänftigt.

Nach dem mißlungenen badi'schen Aufstande siedelte das Ehepaar wieder nach Paris über und lebte dort im Verkehr mit George Sand, Victor Hugo, Beranger und anderen literarischen Größen jener Zeit freudvolle Tage, wie sie ihnen Zeit und Zufall bescherten. Drei Söhne und eine Tochter wurden ihnen hier geboren. Wer immer von deutschen Flüchtlingen nach Paris kam, kehrte bei den Herweghs ein und fand vor allem bei Emma die Märgideale verkörpert. Nicht immer hat Georg ihren Charakter und ihre Aufopferung genügend geschätzt. Eine Zeitlang entbrannte er sogar in späteren Jahren in Leidenschaft zu der Gattin des berühmten russischen Emigranten Alexander Herzen. Dadurch war Emma mit ihren Kindern eine Weile von ihrem Gatten getrennt, bis auch diese schwere Herzensperiode überwunden war und wieder, wie einst in jungen Tagen, Liebe und Verlehen die Gatten vereinte.

Emma Siegmund war aus reichem Wohlleben, aus ge-feierter Stellung in der Gesellschaft gekommen, als sie dem jugendlichen Stürmer die Hand fürs Leben reichte; aber sie hat diesen Schritt nie bereut, selbst dann nicht, als in späteren Jahren, nicht ohne Georgs Schuld, Frau Sorge durchs Mann schlich und Emma gezwungen war, sich in die Arbeit für Mann und Kinder zu stürzen. Sie fertigte Uebersetzungen aus dem Englischen an, übertrug die Manuskripte ihres Gatten in Deutsch-schrift, besorgte seine Korrespondenz, besorgte schließlich zu seiner Ehrenrettung noch eine politische Erbschrift und trat überhaupt stets in Wort und Schrift für Georg ein.

Ueber dreißig Jahre haben Georg und Emma Herwegh zusammengelebt, bis der Tod Georgs 1876 den Ehebund auseinanderriß. Auch dann lebte Emma ganz dem Gedenken ihres Mannes, und ihr Pariser Heim ward so recht ein Erinnerungs-ort an den Mann, der in jungen Jahren die „Lieber eines Lebendigen“ geschrieben, und den Heinrich Heine einst als „eiserne Lerche“ gepriesen hatte. Auch eine Sammlung seiner neueren Gedichte, die 1877 in einem Schweizer Verlag erschien und in Deutschland nach dem Sozialisteneiche sofort verboten wurde, hatte Emma herausgegeben. Um fast dreißig Jahre hat sie ihren Mann überlebt und ist erst im März 1904 im hohen Alter von 87 Jahren gestorben.

J. Klisch.

Die Ärmsten der Armen



Thüringer Heimarbeiterfamilie, die Puppenkleider näht

Die Gesellschaft für soziale Reform veranstaltet im Aufkommewirken mit Gewerbe-Aufsichtsamtern, Wohlfahrtsorganisationen und Gewerkschaften in Berlin eine „Heimarbeits-Ausstellung“, welche die überaus traurigen Verhältnisse der Heimarbeiter beleuchtet. Unser Bild von dieser Ausstellung zeigt eine Thüringer Heimarbeiterfamilie, die Puppenkleider näht und dafür einen Stundenlohn von 4 bis 10 Pfennig bekommt.

Die Frau und ihre Stellung zur Heimarbeit

Von Schwester Lydia Kuchland

Die Gesellschaft für soziale Reform veranstaltet in Berlin eine Ausstellung größeren Stils, die ein objektives Bild über Art und Umfang der Heimarbeit in Deutschland geben, den Produktionsgang veranschaulichen und die Lohn- und Arbeitsverhältnisse zeigen sollen.

Wichtige Ausstellungen haben bereits stattgefunden 1904 und 1906. Beide mit dem Erfolge, daß ihre Besucher tiefe Eindrücke mit fortnahmen. Professor S o m b a r t sagte damals die gesammelten Eindrücke in die Worte: „Wer diese Ausstellung durchwandert und studiert hat, was dort ausgestellt ist, für den hat sich, wenn ers noch nicht wußte, eine neue Welt erschlossen, eine Welt schauervollen Glends und Sammers“, so zu lesen im Protokoll des ersten allgemeinen Heimarbeiterkongresses S. 146.

Wie es bei Ausstellungen meist zu gehen pflegt, so auch damals: das Gesamtbild war ein überaus freundliches. So vielseitig hatten sich wohl die wenigsten die Heimarbeit gedacht. Und die Mehrheit: so niedrig hatte sich kein Besucher auch nur entfernt die Entlohnung der Heimarbeiterin gedacht! Und diese Entlohnung, der Gesamtverdienst wurde oft erreicht nur unter Zuhilfenahme aller Kräfte innerhalb der Familie bis zu den jüngsten Kindern herab — da wandte sich der Gast mit Grauen —

Durch die Aufrüttelung der Gewissen kann die Heimarbeitsgesetzgebung — immer noch langsam genug — in Fluß. 1911 wurde ein Hausarbeitsgesetz angenommen, welches 1923 durch das Heimarbeiterlohngesetz abgelöst bzw. ergänzt wurde.

Leider das Bestehen und Fortleben der Heimarbeit zu Recht oder Unrecht wird seit Jahrzehnten heiß gestritten. Es ist bekannt, daß die englischen Konsumvereine Pionierarbeit leisteten und die Produktion ihrer Heimarbeitszeugnisse aus der Konfektionsbranche unter großen Opfern aus der Heim-

werkstatt in Fabriken vortrieben. Es ist aber wohl auch bekannt, daß bei uns in Deutschland das Festhalten an der Heimarbeit, besonders in der Tabakindustrie, so ädäe gehandhabt wird, daß eine Anzahl Tabakfabriken leer stehen (Weiskalen, Baden). Wer die Heimarbeit beseitigen will, muß also unter allen Umständen, ob er will oder nicht, mit dem Willen einer vieltausendköpfigen Heimarbeiterchaft rechnen. Andernfalls machte er die Rechnung ohne den Wirt.

Die überwiegende Mehrzahl der Heimarbeiter ist weiblichen Geschlechts. Ihnen ist Heimarbeit durchaus erwünscht, ja oft unentbehrlich. Aber auch zahlreiche „halbe Arbeitskräfte“, die wegen körperlicher Unfähigkeit keine Fabrikarbeit übernehmen oder keine Arbeitswege machen können, die ja häufig weit entfernt liegen, bevorzugen diese Erwerbsform. Diese halben Kräfte bilden zwar einen schwachen Anknüpfepunkt, aber an Zahl nicht ganz geringen und durchaus nicht lebensunfähigen Teil unserer Volkswirtschaft. Die Bezahlung ihrer Heimarbeitsstunden ist geringer als die der Fabrikstunden, aber der Zusatzverdienst verhindert doch etwa notwendig werdende Unterstützung aus öffentlichen Mitteln. Da sind ferner die vielen Heimarbeiter mit kleinem Landbesitz, der nicht groß genug ist, sie voll zu ernähren, aber auch ihre Zeit nicht voll in Anspruch nimmt. Sie greifen bereitwillig zu einer Stillarbeit, so können sie eine oder die andere Arbeitsleistung von Fall zu Fall erledigen, brauchen nicht in die Fabrik zu gehen und halten sich bei Heimarbeit in gewissem Maße persönlich selbständig.

In der Hauptsache sind es aber Frauen, die sich allen Bestrebungen, die Heimarbeit in die Betriebe zu überführen, widersetzen werden. Ob diese Frauen sozial, wirtschaftlich, hygienisch, ökonomisch richtig denken, ist natürlich eine andere Frage. Aber das ist es ja, was wir immer wieder aufs schärfste unterstreichen müssen — Frauen denken nicht nur — Gottlob als nüchternen Rechenmaschinen, sie legen in ihr Taumel Gefühlsmäßige Werte und Männer haben nicht das Recht, den Gefühlen dieser Frauen die alleinigmächtige Richtung zu geben. Was ist es anders, wenn sich eine Frau nach Heimarbeit umsieht, sei sie auch mäßig entlohnt, nur um bei ihren Kindern zu bleiben, ihnen ihre regelmäßigen Mahlzeiten zu kochen? Oder der Mann ist krank, er will die Frau um sich haben, sie ist noch

sein einziger Lichtblick, beide wissen, über eine Zeit und die Trennung droht — wer wagt es dieser Frau vorzubringen, wenn sie das kleinere Übel wählt und sich mit einer, wenn auch gering bezahlten Heimarbeit, quält, nur um dem kranken Mann seine Tage leichter zu machen? Mit Vernunftgründen und Rechenexempelrechnungen kommt man solchen Frauen bestimmt nicht.

Nicht klein ist ferner der Kreis der Frauen, die aus anderen Gründen nicht in die Fabrik gehen können oder nicht wollen. Sie entstammen den Schichten, deren Renten, Kapitalanlagen wertlos geworden sind, und die nun, wollen sie nicht verhungern, ihre Not durch Heimarbeit bekämpfen müssen. Leider ist aber gerade ihnen der Gedanke gewerkschaftlichen Zusammenschlusses völlig fremd. Unerfahren, unorganisiert, werden sie zu Lohnbildnern, Unterbielern überlebens Art — der dunkelste Punkt in dem Kapitel „Heimarbeit“.

Daß sich die Wünsche zahlreicher Unternehmer mit denen der einzelnen Frauengruppen verbinden, hat durchsichtige Gründe. Daß sie sich aufs innigste beden mit denjenigen fräulichen Interessen, die der Heimarbeit wirtschaftliche, persönliche und seelische Bedeutung zu Grunde legen, macht die Beseitigung der Heimarbeit zu einer Unmöglichkeit. Denn die Heimarbeitenden Frauen bilden einen beachtenswerten Faktor im Volkswirtschaftlichen Leben, ihren Leistungen kann nicht einfach das Todesurteil, wie Viele möchten, gesprochen werden. Es ist vielmehr Aufgabe aller an der Lösung dieses Problems Interessierten, der Heimarbeit gesunde Daseinsbedingungen zu verschaffen: Allen Heimarbeitern beiderlei Geschlechts ist der Wert der gewerkschaftlichen Organisation vor Augen zu führen. Gesellschaftliche Garantie für eine auskömmliche, der Eigenart der Heimarbeit Rechnung tragende Bezahlung. Versicherung gegen Krankheit und Arbeitsunfähigkeit. Soehaltung der Heimarbeit zu Qualitätsarbeit. Vermehrung der weiblichen Gewerbeaufsichtsbearbeiterinnen zwecks Durchführung gesetzlicher Vorschriften zum Schutze aller sich mit Heimarbeit beschäftigenden unter besonderer Rücksicht auf die gewerbstätigen Kinder (leider steht die Kindererwerbsarbeit in manchen Gebieten Deutschlands noch außerordentlich hoch im Kurs), das wären die Hauptforderungen zur Gesundung der Verhältnisse für die Heimarbeit. Nicht unter allen Umständen: Tod der Heimarbeit, sondern Abschaffung der Willkür, Beseitigung der Verhältnisse durch Anwendung aller möglichen und notwendigen Maßnahmen und damit eine gezielte Aufwärtsentwicklung im Interesse der großen Zahl weiblicher Kräfte, die mit durchaus gesundem Instinkt Fabrikarbeit ablehnen und der Heimarbeit den Vorzug vor außerhäuslicher Erwerbsarbeit geben. Darauf haben diese Frauen ein Recht.

Orientalische Armut

von Marie Harber

Es wird mehr über die Schönheit des Orients geschrieben als über seine Lichtlosigkeit. Und die ist bitter. So bitter, daß man nicht recht weiß, wie man sie schildern soll, denn sie ist überall im Orient, nicht nur in der Enge seiner schmuckigsten Gassen.

Orientalische Armut!

Darunter versteht jeder zuerst hungernde Kinder und frierende Greise. Mit dem Frieren ist es allerdings nur wie ein Schreck, der den Orientalen während kurzer Monate in die Wiegen fährt. Und dann nur nachts, denn am Tage ist es auch dann ohne Strümpfe noch warm genug. Mit dem Hungern sieht nicht es schon anders aus. Der tut im Süden nicht minder weh als bei uns. Und es ist erbärmlich, wie diese Menschen leben müssen. Ja, müssen! Ihnen bleibt keine Wahl. Der Schmutz könnte mit einigem gutem Willen ja geringer sein, aber wiederum haben diese Bedwesen kaum Geld, sich Seife zu kaufen. Und mit reinem Wasser? Auch das hat seine Not. In einer engen Straße Jerusalems sah ich Kanne an Kanne für Wasser stehen und erfuhr, daß die oft schon von Mitternacht an hingestellt werden, damit die Betreffenden nicht stundenlang stehen oder gar leer ausgehen müssen. An bestimmten Stellen wird Wasser verteilt, Tag um Tag, denn das Land ist stellenweise so wasserarm, daß die Menschen sich in der heißesten Zeit oft nicht zu Hfen wissen. Das ist nicht immer Grund der Unsauberkeit, denn Mohammed, der sein Volk kannte, wußte, was er tat, als er ihm gebot, sich vor jedem Gebet zu waschen. Immerhin fehlt im Orient das Wasser, das doch Vorbedingung aller äußeren Reinheit ist.

Erhähnlich ist, wie diese Menschen trotz schlechtester Ernährung scheinbar eine gäbe Gesundheit haben. Brot wird kaum anders als trocken gegessen. In der einen Hand ein Stück Brot,

in der anderen eine Melone oder andere Frucht — das sieht man die proletarischen Orientalen morgens und abends essen. Andersfalls ein Stück Schafkäse, das jedoch schon eine Delikatesse bedeutet und nicht immer erschwinglich ist.

Die Entlohnung der meist im Dienst der Engländer und Franzosen stehenden Arbeiter ist hundsmiserabel zu nennen. Mir sagte gelegentlich mal ein syrischer Araber: „Wie scheinen zum Sklavenvolk unserer zu sein. Vor dem großen europäischen Krieg inebietens uns die Türken, heute sind es die Engländer und Franzosen. Unsere Kinder werden schon als Sklaven geboren.“ Es klang ebenso schmerzlich wie resigniert. Au Kampf denken sie kaum, so sehr das auch immer befrachtet wird. Sie alle kamen mit immer und überall recht zermüht vor. Das Land ist überbevölkert, denn daß eine Frau zehn Kinder und mehr zur Welt bringt, ist alltäglich. Man muß sich nur wundern, von was diese Menschen alle leben. Unendlich viele von Schwindel und Betrug. Das steht ohne weiteres fest. Und die da handeln, wollen zum Teil nichts anderes. Götliche möchten bestimmt gern ehrlich arbeiten, wenn sie nur Arbeit hätten. So aber handeln sie mit allem, das sich nur denken läßt. Es gibt nichts, das man im Orient nicht an offener Straße zu jeder Tages- und Nachtstunde kaufen kann. Dabei nicht etwa nur von Erwachsenen, sondern vielmehr noch von Kindern; fast möchte ich sagen: jeden Alters, denn sechs Jahre zählen sie noch nicht immer. Sie hängen mit einer bewundernswerten Geschäftlichkeit an mit Volkstraßen fahrenden Straßenbahnwagen und preisen ihre Mandelkerne und ähnliches an. Unangenehm aufdringlich sind besonders die vielen kleinen Siefelrüber. Im Koffee ziehen sie einem regelrecht die Hufe unterem Tisch heraus. Und manchmal schüßt nur eine Ohrfeige vor zu großer Belästigung. Das hat noch feiner übel genommen. Aber das alles ist im Grunde genommen unendlich schmerzlich. Diese Menschen müssen so sein und werden, wie sie eben sind! Sie müssen betrügen und schwindeln, aufdringlich ihre Waren und Dienste anpreisen, ungefragt ihre Zauberfünfe zeigen, um nur leben zu können, wie armselig sich nicht leben läßt.

Die Frauen halten sich diesem Getriebe durchweg fern. Sie betteln wohl mal Fremde an, stehen auch mit in Tagesarbeit. Aber letzteres ist schon seltener. Im Durchschnitt leben sie in ihrer Höhle, wie man es anders nicht zu nennen vermag. Denn was ich in den ärmsten Gassen sah, waren stinkende Winkel mit Lumpen und Hächern und Brettern — mit gramvollen Gesichtern und krank aussehenden Kindern. Ohne Heberzeugung: wir in Europa haben bessere Räume für unsere Schweine und Hühner. Und ich kann nicht darüber zur Ruhe kommen, daß Menschen so menschenunwürdig leben, heute in unserer Jahrhundert! Wohl sind mir Kellerwohnungen und frierende Armut in der Heimat schmerzlicher, aber ich habe bisher nicht gewußt, daß es soviel mißhandelte Kinder, soviel Hunger — so viel Lichtlosigkeit gibt.

Das ist die eine Armut im Orient.

Die andere überragte mich nicht weniger.

Die geistige Armut nämlich dieses Landes der Sonne und der Farben und der übertragenden Gesichte. Gerade um letzteres.

In den reichen Häusern des Orients findet man alle Bequemlichkeit und allen Luxus, den man sich nur denken kann. Auch viel fein entwickelten Geschmack und Farbenfönn. Nur eines fehlt: Bücher. Die sucht einer vergeblich. Und leider auch bei den meisten Europäern ist es so. In zwei deutschen Familien und bei einer Engländerin fand ich die besten und auch die neuesten Literaturerfcheinungen. Sie nannten die Bücher „Das Bindeglied mit der Heimat.“ Wo ich aber sonst Gelegenheit hatte, mit Europäern oder Orientalen über Wissenschaft und Literatur zu sprechen, wo ich Einblick tun konnte in ihre prächtigen Wohnungen und nach Büchern fragte — es gab kein Echo. Soweit sie Kaufleute sind, verstehen sie nur, von ihrem Geschäft zu reden. Und wer etwa einen anderen Beruf hat, der mag in ihm ein brauchbarer Mensch sein, um weiteres kümmert er sich nicht. Ihre Zeitung lesen sie und sprechen auch über Politik. Aber über ihr Land und sein Wesen, über das Volk und seine Seele wissen sie nie etwas. Nichts — nichts! Witterte Armut! Aber für hier, das im Süden unendlich teurer ist, haben sie viel Geld übrig. Auch für Wein, überhaupt für alles, was Alkohol bedeutet. Sie sitzen die Nächte vor den Kaffees, träumen bei der gurgelnden Wasserpfeife von den Geschäften des nächsten Tages und wissen nicht, wie armselig ihr Leben dahinfließt.

Das habe ich vordem nicht gewußt.

Aber die geistige Armut dieses Landes, so sehr sie enttäuscht, verschmerze ich leichter als die andere, die äußere Armut, die den Körper ausdörren läßt und Krankheiten nährt, die jede, aber auch jede Freude sofort sterben läßt.